

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 43. Bromberg, den 1. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

4. Fortsetzung.

Lukas zog indessen den schwarzen langen Rock an, band sich die Halsbinde fest und bürstete sich den halbhohen, steifen [illegible], der nicht neumodisch war, aber von Neue glänzte. „Ich bin früh zurück," bemerkte er. Dann ging er in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, und als die Glocken von Herrlibach zu läuten anhoben, nahm er einen schweren, unscheinbaren Hakenstock aus einer Ecke und sagte Rosa Ade. Sie nahm ihm in ihrer herben, verdrossenen Art den Gruß ab, den er ihr bot. Dann verließ er die Stube.

Es war ein wolkiger Tag. Braun, grau und schwarz stand das Gewölk am Himmel übereinander geschichtet; doch entströmte ihm ein eigentümlicher Glanz, der alle Gegenstände wachsen und nahe vors Auge treten ließ. So lag über der zum See führenden weißen Straße eine große Klarheit, auch die Häuser des Dorfes hoben sich scharf, in strengen Umrissen von der Luft ab, und wie die toten Gebäude, erschienen die Gestalten der Menschen, die auf der Straße gingen, wie aus der durch keinen Windzug bewegten Luft mit einem scharfen Messer, Gestalt um Gestalt, herausgeschnitten. Die Straße war voll Leben, die Herrlibacher waren derzeit fleißige Kirchgänger, da sie einen neuen Pfarrer hatten und dem schon aus Neugierde zuliefen. Die Blicke der Männer und Weiber wendeten sich Lukas zu, als er schwer ausschreitend, auf seinen Stock gestützt, vom Berg daherkam.

Zwischen ihm und den Bauern ging der vertraute Gruß, der da Sitte ist, wo jeder den andern kennt. Als sie sahen, daß er nicht wie sonst mit zur Kirche ging, blickten sie ihm nach. Einer und der andre sprach ihn auch an. Ob er fort wolle? Dann antwortete er: „Ja, zu Schiff nach St. Felix," und seine Stimme klang dumpf und voll Wohllaut in die Glocken, von deren Ruf die Lüfte erfüllt waren.

Unter Gruß und Redestehen kam Lukas an die Lände. Das Schiff fuhr bald an und er stieg ein. Hier aber war es wie auf der Straße. Viele der Fahrgäste und die Schiffsmannschaft kannten ihn. Jeder rückte den Hut, als er zu seinem Platz im Hinterteil des Schiffes ging, und er gab mit gemessener altväterlicher Freundlichkeit Bescheid. Er setzte sich nicht, sondern blieb an das Geländer gelehnt stehen, beide Hände auf seinen Stock gestützt. Bald traten Bekannte zu ihm und zogen ihn ins Gespräch.

Leicht habe er es jetzt, warf einer der Mitreisenden hin. Lukas Hochstraßer lachte, dehnte die große Gestalt in behaglicher Lässigkeit und erwiderte: freilich habe er es leicht. Seine Kraft sei in zehn junge Arme übergeflossen, die jetzt arbeiten müßten, er brauche nur zuzusehen, was sie ausrichteten! Und im Augenblick, da er es sagte, schwellte ihm ein wirklicher Stolz die Brust, daß aus seinem Blut gleichsam Ströme nach allen Seiten flossen, daß er der Welt in den Söhnen etwas gegeben hatte, das, wenn auch auf kleinem Raume, in ihr räderreiches Triebwerk griff. Dabei empfand er plötzlich die ungebrochene Kraft, die in ihm selber war, und hatte ein ihn seltsam hebendes Empfinden, als sei er selber immer noch der Quell, aus dem den Jungen ihre Stärke kam.

Das Schiff zog langsam über den See hinab. Das reglose Wasser hatte eine schwarze Farbe, auch am Himmel überrann immer mehr schwarzes Gewölk das graue. So entstand eine düstere Beleuchtung, die der sonst lieblichen Landschaft einen großen Ernst verlieh. Still schwammen die dunkeln Ufer hinauf, und allmählich hoben sich die weißen hohen Häuser und die standhaften alten Türme von St. Felix schärfer und schärfer aus dem grauen Licht. Als das Schiff sich mehr und mehr dieser aus dem Grau des Tages prächtig und groß herauswachsenden Stadt näherte, erschien vor allem der Doppelturm des fränkischen Münsters dem Auge wie ein über das ganze Heer und Meer von Häusern gesetztes herrenhaftes Bauwerk, das, obwohl es aus den schlichten Häusern der Altstadt aufragte, doch auch den neuen glänzenden Bauten, den Palästen der Reichen von St. Felix sich gleichsam an die Spitze zwang, mit seiner Jahrhunderte überdauernden Wucht ihre prangende Pracht überwindend. Lukas Hochstraßers Blick hing mit liebevollem Ausdruck an der Altstadt und ihrem Münster. Sie war seine und die Stadt seines Vaters; was im Laufe der letzten Jahrzehnte neu aufgewachsen war, war ihm, den Geschäfte häufig nach St. Felix führten, fremd geblieben.

Nach einer Weile hielt das Schiff, und Lukas stieg ans Land. Die Uferallee war von vielen Spaziergängern belebt; die von St. Felix ergingen sich am Sonntagvormittag gern am See. Sie boten ein buntes Bild, Männer, Frauen und Kinder in sommerlich hellen neumodischen Gewändern. Der Bauer von Herrlibach in seinem schwarzen Feiertagsrock und seinem altformigen Filz stach als eine Art Absonderlichkeit aus ihnen hervor und zog ihre Blicke auf sich. Es mochte ihm auch nicht entgehen, daß er das tat und daß da und dort ein frecher Finger auf ihn wies oder eine junge lose Zunge spottete, aber an Lukas Hochstraßer war keinerlei Verlegenheit oder Unbehaglichkeit. Er setzte den Stock fest auf das Pflaster, über das er mit seinen großen ruhigen Schritten dahinging, und blickte frei seinen Weg vorauf. Was an den Menschen um ihn und der Stadt neu und fremd war, verwirrte ihn nicht. Er betrachtete es und sann, während er fürbaß schritt, ernsthaft über das und jenes nach: Gut ist es so! Zuweilen aber zuckte auch ein feines Lachen um seinen festen Mund, wenn er an Mensch oder Haus etwas gewahrte, was ihm töricht schien. So war eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Münstertürmen: wie jene schlicht und stark über prangenden Bauten, stand er über dem emsigen und sonntagsfeinen Volk, das die Straßen füllte.

Sein Weg führte ihn nicht in die ihm vertraute Altstadt. Julian war, seit er verheiratet war, umgezogen und wohnte in dem stark bevölkerten Arbeitsviertel, das durch einen Fluß, die Zihl, von der eigentlichen Stadt getrennt war und darum den Namen Hinterzihl trug. Es war ein langer Weg bis dahin, und obwohl der Himmel so düster war, brütete eine schwere Schwüle über den heißen Straßen. Endlich gelangte Lukas über zwei Brücken in eine etwas freiere Gegend von mehr ländlichem Charakter, wo die Häuser niedriger waren, in kleinen Gärten standen und da und dort ein Fenster seine Blumen trug. Diese Straße war fast menschenleer, denn es war nahe an Mittag. Lukas schritt auf eines der einander sehr ähnlichen, grüne Laden tragenden Gebäude zu. Es hatte nur ein Stockwerk, ein freundliches rotes Ziegeldach und einen kleinen, wenig gepflegten Vorgarten. Lukas öffnete die hölzerne Pforte und durchschritt den Garten. An der Haustür neigte er sich über das am Glockenzug angebrachte Schild und läutete. „Julian Hochstraßer, Waisenamtssekretär" stand auf dem Schild. Auf das Läuten fuhr über der Haustür ein Fenster auf, dann

öffnete jemand vermittelst einer Vorrichtung von oben die Tür. In sich hineinlachend, stieg Lukas die Treppe hinauf: Sie mochten Augen machen, wenn er ihnen zum Mittagessen ins Haus fiel!

Und sie machten Augen. Der kleine Julian, sein Enkel, stand unter der Flurtür. Er stutzte, stieß einen Jauchzer aus und sprang ungestüm auf den Gast ein. Sein Ruf brachte Vater und Mutter in den Flur. Julian ging in Hemdärmeln und trug schon die Serviette umgebunden, er hatte sich eben zu Tisch setzen wollen. In seinem Gesicht stand ein Ausdruck des Unbehagens und einer nicht übermaßen angenehmen Überraschung, während Luise, seine Frau, die in schwarzem Kleid, aber eine saubere Hausschürze vorgebunden, dastand, einen bösen Ärger nicht ganz hinter einer eifrigen Freundlichkeit zu verbergen vermochte. Während der Knabe sich an den Großvater klammerte und dabei die Abmahnungen seiner Mutter nicht zu hören oder nicht hören zu wollen schien, fand aber Julian den freieren Ton wieder, den er sonst stets im Verkehr mit dem Vater hatte, tat den anfänglichen Schreck mit einem „Das heißt man die Leute überraschen!" ab, nahm seinen Buben bei den Armen und hieß Lukas ins Zimmer treten.

Aber in Frau Luise fuhr eine ehrgeizige Geschäftigkeit. Sie ließ die Männer in die Stube treten, sandte die Magd eilig fort und machte sich selbst in der Küche zu schaffen. Sie hatte von Hause ein paar tausend Franken in die Ehe gebracht, war stolz darauf, und zeigte bei jedem Anlaß gern, daß sie zu leben hatten.

Lukas legte in der Stube Hut und Stock ab und ließ sich von Julian aufs grünbezogene Kanapee nötigen. Während dieser auf einen Augenblick zu seiner Frau hinausging, betrachtete er die Stube. Es geschah nicht oft, daß er den Sohn besuchte, und er sah, daß in dessen früher schlichter Einrichtung sich manches verändert hatte. Ein gepolsterter Lehnstuhl stand in einer Ecke, ein prunkhafter neumodischer Spiegel hing an der einen Wand, und den Boden bedeckte ein weicher Teppich. Es schien den beiden gut zu gehen. Lukas wunderte sich, zu welchem Zweck die bunt bekapselten Weißweinflaschen drüben auf der Kommode bereitstehen mochten, und erinnerte sich im selben Augenblick, daß die Sohnsfrau nun eine Magd hielt, während sie sonst allein gewirtschaftet hatte. Denen geht der Samen auf, dachte Lukas wieder, und er betrachtete unbemerkt und über das Kind hin, das sich an ihn gemacht hatte, den eben wieder eintretenden Sohn. Der hatte sich seinen schwarzen langen Rock angezogen, in dem er ein schulmeisterliches Aussehen hatte. Er strich sich mit der gepflegten Hand einige Male durch den schönen Bart, wie er gern tat, und schien eine behäbige innerliche Zufriedenheit zurückgewonnen zu haben. Als er sich jetzt am Tisch dem Vater gegenüber niederließ, schmunzelte er geheimtuerisch, als ob er etwas zu erzählen habe. Er gab jetzt eine aufrichtige und ungekünstelte Freude über des Vaters Besuch zu erkennen und hatte die anfängliche Überraschung völlig gegen diese Freude eingetauscht. Bald und während die Männer von dem und jenem sprachen, trug Frau Luise die Suppe auf, stellte einen Teller für Lukas hin und setzte sich zu ihnen. Dann kam heraus, womit Julian geladen war. Die Gatten sahen einander mehrmals lachend an, worauf Julian begann: „Ihr — es wird nachher etwas geschehen, was Euch sonderbar vorkommen wird, Vater."

Lukas hatte die Blicke wohl bemerkt, die sie einander zuwarfen. „Was ist denn?" fragte er.

„Ein Ständchen wollen sie ihm bringen," verriet vorschnell Frau Luise, und ihr Gesicht glänzte wie eine Sonne.

„Die Gesangssektion des Arbeiterbundes," erklärte Julian.

Dann erzählten beide abwechselnd von einer Rede, die Julian im Schoße der Arbeiterpartei gehalten, von dem Aufsehen, das sie in der Stadt gemacht, von der Begeisterung für Julian, die bei den Arbeitern seither herrsche. Julian war dabei der stillere und berichtete bescheiden von seinem Erfolg, seine Frau aber trug dick auf und hatte nicht Rühmens genug, wie gut es ihnen gehe und welche Aussichten dem Manne sich durch die Gunst der großen Partei, der er angehöre, eröffneten.

„So, so," sagte Lukas.

„Ihr seid nicht einig mit mir, Vater?" fragte Julian mit Offenheit.

„Deine Vorgesetzten werden es nicht sein," entgegnete Lukas. Julian zuckte die Achseln. Dann meinte er leichthin: „Die kümmern sich nicht!"

„Sonst mögen sie es nehmen wie es ist," warf seine Frau spitz ein und übertrumpfte das Wort mit dem andern, hochmütigeren: „Am Ende ginge es auch ohne sie."

In diesem Augenblick ließen sich die Schritte vieler Menschen auf der Straße hören. Frau Luise wollte die Fenster aufreißen, aber Julian wehrte ihr und hieß sie sitzenbleiben. Mit eigentümlichen Gesichtern saßen sie dann über ihre Teller geneigt und aßen mechanisch weiter. Julian als der Gefeierte lachte halb verlegen vor sich hin, seine Frau hatte keine Ruhe, sah ein über das andere Mal an sich hinab, zupfte da und dort an ihrem Kleid und hob dann wieder den Kopf hoch auf, als wollte sie fragen: he, das wird nicht jedem zuteil, das? Lukas allein blieb sich völlig gleich, gemächlich nahm er seine Mahlzeit ein und sagte dann und wann ein Wort von Dingen, für die die andern jetzt nicht Gedanken hatten, von daheim, den Geschwistern, dem Stand der Felder und Matten und dergleichen. Alle die Zeit war vor dem Hause eine geheimnisvolle Bewegung der in den Garten tretenden und dort sich aufstellenden Sänger.

„Jetzt fangen sie an," sagte der kleine Julian, der schon lange am Fenster stand. Dann kam der große Augenblick. Frau Luise durfte das Fenster öffnen. Sie ordnete noch dies und jenes an ihrem und ihres Mannes Kleidern, dann stellten sich beide an die Fensterbrüstung und ließen in gehobener Stimmung die Liederhuldigung als schöne Welle an sich heraufschlagen. Ein Lied und noch eins, und dann, als Frau Luise wütend klatschte, ein drittes! Während dieses dritten verließ Julian die Stube und ging hinab. Lukas Hochstraßer hatte seinen Platz nicht verlassen. Er lauschte den Liedern und sah inzwischen auf den Sohn und die Frau. Ihre kindische Freude ergötzte ihn halb, halb erfüllte ihn ein sonderbares Mißbehagen; das Getue paßte nicht zu seiner schweren, schlichten Art. Nun war der Gesang zu Ende, und Julian brachte die Sänger herauf in die Stube, eine ganze Herde von Männern, so viele, daß die Mehrzahl draußen im Flur und auf der Treppe stehenbleiben mußten. Frau Luise entkorkte die Flaschen und schenkte ein. Auch Julian half und reichte die Gläser. Beide sagten den Gästen eine Menge schöner Worte, für die diese, vom Anblick des Weines angeregt, nichts schuldig blieben und wiederum Julians Verdienste weidlich herauszustreichen begannen. Lukas war aufgestanden, und der Sohn zeigte den Nächststehenden mit einer Handbewegung den Vater, worauf mehrere zu diesem traten und ihm die Hand gaben. Es war ein eigentümlicher Gegensatz zwischen diesen Männern, denen man die schwere Arbeit ansah, und Lukas Hochstraßer, der doch auch tags seines Lebens nie müßig gewesen. Schon in den Händen, die sie ineinander legten, lag dieser Gegensatz. Alle waren breit und zerarbeitet, aber Lukas' Hand war braun, trug die Farbe der Scholle, die er bebaute, und die Sonne hatte das dunkle Braun über die ganze schwere Hand gezogen. Die Fäuste der andern waren zerhackt von Narben und Rinnen, zerschnitten von Staublinien, jene hatte etwas Freies, bei aller Breite Gelenkiges, diesen haftete eine fast gehässige Herbheit an. Was die Hände unterschied, unterschied die Gestalten und Gesichter; der Bauer stand aufrecht, und eine große Ruhe und Gelassenheit lag in seinen Zügen; Julians Gäste trugen in ihrem Äußeren die Zeichen eines schweren und unfreien Berufs, und sie hatten in Worten und Gebärden eine sprunghafte und laute Heftigkeit. Einer von ihnen, ein Kesselschmied, ein mittelgroßer Mann mit schwarzem Bart und dichten Brauen, unter denen die Augen eigentümlich blitzen, hatte von Anfang an das Wort geführt. Er zog auch zuerst Lukas ins Gespräch und meinte: „Ihr habt einen tüchtigen Sohn, Mann!"

„So, so", sagte Lukas mit einem stillen Lachen.

„Das ist noch einer, der zu uns steht", fuhr der Schmied fort, und ein paar andere fielen bestätigend ein: „Sicher ist das einer — noch — Euer Sohn."

Darauf hoben sie von einer Bewegung zu sprechen an, die nächstens ihren Anfang nehmen würde und eine Verkürzung der Arbeitszeit zum Ziele haben sollte.

„Da rechnen wir dann auf ihn", meinte der Schmied, nach Julian hinüberwinkend.

„Der kann noch reden, der", lobten ihn wieder einige. Dann wandten sie sich zu Lukas und wollten von ihm wissen, ob er nicht auch zugebe, daß sie zuviel Arbeitsstunden im Tag hätten.

Lukas richtete seine schwere Gestalt auf und lachte. „Das weiß ich nun nicht. Mir schreibt keiner meine Stunden vor, aber arbeiten muß ich doch vom Sonnenaufgang an bis in die Nacht, wenn ich zu etwas kommen will."

Der Kesselschmied zuckte die Schultern und blickte die nächststehenden Genossen an, wie als zu sagen: Was soll der Bauer wissen! Dann kümmerten sie sich nicht weiter um Lukas, sondern sprachen wacker dem Wein zu. Der Schmied brachte ein Hoch auf Julian aus, und Julian ließ seine Gäste leben. Mit vielem Lärm und Händeschütteln und weiteren schönen Worten von beiden Seiten kam der Besuch zu einem Ende. Als die Arbeiter die Stube verlassen hatten, sah Frau Luise den Schwiegervater an: „He, Vater", sagte sie, „jetzt habt Ihr gesehen, daß er etwas gilt, der Julian?"

„Gewiß", sagte Lukas, aber er sprach bald von anderm, und es sah ihm keiner an, was er dachte.

Die Frau hatte dann aufzuräumen, Lukas aber schlug einen Spaziergang vor, auf dem er auf einem Umwege die Lände gewinnen könnte, von wo in zwei Stunden sein Schiff abfuhr. So schritten bald nachher Vater und Sohn, den kleinen Julian zwischen sich, durch die Straßen von St. Felix gegen den Berg hinauf, der sich im Osten der Stadt grün und waldbestanden erhebt. Sie konnten nicht leugnen, daß sie nah verwandt waren; denn sie waren in allem, bis auf das Alter und die Farbe ihres Haares, einander fast völlig gleich. Aber Julian schritt dahin, wie der Städter geht, selbstbewußten Schritts, zuweilen mit einem Seht-ihr-mich-Blick nach rechts und links streifend. Lukas ging wortkarg seines Wegs; manchmal blieb er vor einem schönen Gebäude stehen oder hielt später, als sie über die Stadt hinauskamen, an, um die Aussicht zu genießen, aber um die Menschen auf den Straßen kümmerte er sich nicht und nicht darum, wie er sich vor ihnen zeigte, noch was sie von ihm dachten. Von der Szene in Julians Wohnung sprachen sie nicht mehr. Julian umging alles, was das Gespräch darauf zurückleiten konnte, und es war, als fühle er sich unfrei in des Vaters Gesellschaft. Sie kamen an die Lände zurück, als die Sonne, die tief im Westen stand, einen Augenblick durch die Wolken brach und einen schönen und milden Schein über den See hin sandte. Das Ufer wimmelte von Spaziergängern, die den helleren Abend genossen. Auch das wartende Schiff empfing viele Passagiere. Ehe Lukas die Einsteigebrücke betrat, nahm er Julian, der ihm die Hand zum Abschied gereicht hatte, beiseite. Der helle Schein ergoß sich voll über den starken und hohen Mann. Er sah den Sohn mit seinen dunkelblauen Augen an, in denen die Kraft eines Jungen leuchtete, und wiederholte, was er ihm gesagt hatte: „Es will mir nicht gefallen, was du tust. Ich würde zu deinem Amt achthaben, wenn ich du wäre."

„Ja, ja," nickte Julian zustimmend, aber er hatte nur halb hingehorcht.

Als Lukas nachher auf dem Schiff stand, und Sohn und Enkel am Ufer zusahen, wie es langsam vom Ufer stieß, wußte der Bauer, daß er in den Wind gesprochen hatte, und um eine Sorge reicher fuhr er nach Herrlibach hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Grönlandfahrt.

Historische Skizze von O. Fraaß-München.

Die flache Küste schwamm im Nebel zurück, Birken und Föhren neigten sich, als wollten sie dem entschwindenden Schiffe nachschauen. Gierige Augen saugten sich am Schimmer des Landes fest — die Männer horchten gespannt, sie bogen das Ohr dem Strande zu. Wollten sie das Ächzen der windgepeitschten Bäume vernehmen? Ihre Blicke gingen über das graue Meer, das in herrlicher Unendlichkeit ihre flatternden Seelen zwang. Mancher der Gesellen war dabei gewesen, da die Genossen südliche Gestade angesegelt und unter Pinien die Schiffe vertäut hatten. Keiner war darunter, dem Flut und Dunkel nicht vertraut gewesen wäre. Was machte sie heute schwach, daß dem da drüben am Achterkastell die salzigen Tropfen in den gelben Bart sickerten, daß die Beiden an der Reling zusammengesunken lagen wie leere Säcke?

Die Nacht packte das stampfende Fahrzeug mit schnellen Griffen. Das Fabeltier am weitgeschweiften Bug hob die Tatzen, es war, als schlügen sie die Wogen, wenn der wilde Wasserwolf klatschend die Brust hineinwarf. Die Segel standen straff und prall — vertrautes Bild heimischer Fahrten. Wind sang im Tauwerk, schwieg, begann boshaft zu knurren, flüsterte und lockte.

Hei — wie waren die Fahrten früher so herrlich! Man trank die Glut südlicher Ufer, erraffte Gold, nahm sich Wunderfrauen mit unbedenklicher Wikingerfaust. Das war schön gewesen: denn die Seelen waren heiter und hell — was der Mut sich wählte, das gehörte den Nordland-Mannen.

Krank waren sie jetzt und grüblerisch. Zornig stapfte der Fuß des Führers auf die Planken, die verwilderten Brauen zuckten, der Haarwald stürzte über die tiefbraune Stirn. Über dem fressenden Grimm hatte er nicht beachtet, daß das Schiff außer Kurs geriet und abgebogen war. Seine Bärenpranken umfaßten das Steuerruder und drängten den Koloß in die richtige Bahn. Die Nacht schritt vor, der Einsame schüttelte sich wie ein Raubtier, wenn die Nebel ihn durchnäßten und die Grenzenlosigkeit des Raums seinen Körper sprengen wollte.

Im Hochsitz der Väter hatte Ritter Wulko das rötliche Heideland beherrscht, bis die Fehden der Sippen ihn aus Besitz und Macht verdrängt hatten. Sein Schiff war die Heimat, seine Mannen das Volk. Wieder nach Süden ziehen? Nein! Seit die Griechin in seiner Herrenfaust zerbrochen war, haßte er der südlichen Ufer bunte Fülle. — Eine Sage ging im Mund der Geschlechter: weit im Westen rage ein Land mit seltsamen Menschen. War es nicht seinem Nordland verwandt? Die Getreuen wußte er zur abenteuerlichen Fahrt zu überreden. Neues wollte der bisherige Geist, der Furchtbarkeit nicht achtend, daß die Reise über nie gekannte dunkle Wasser ging.

Brütende Sonne und klebrige Nebel wechselten viele Tage im Durchfurchen der öden Gewässer. Mit jener Gehässigkeit, die schwer angreifbar ist, verrichteten die Männer die Schiffsarbeit — waren aber die Segel richtig gestellt, lungerten sie in den Taurollen. Haß brannte zwischen ihnen und dem Fürsten. War er toll geworden, der Ritter, daß er sie durch diese Wasser schleppte? Konnte man wissen, ob nicht das Meer westwärts in die Hölle stürzte oder sich in eine harzige Masse wandelte? — „Umkehren!" murrten sie, bis der erstickte Ruf zum Schrei wurde. Der Führer oben wollte nichts davon gewahren. Wäre es nur nicht so schwer gewesen, dem Schrecklichen in die Augen zu sehen — er war wie ein rasender Stier, so einer seinem Willen entgegentrat. Aber in einem blassen Morgenlicht, da sonderbare Nebel wie spitze Kegel auf der Fläche zogen, schrie einer markerschütternd auf, der Chor folgte unter tierischem Gebrüll, und die Masse setzte sich gegen das obere Deck in Bewegung. Da wandte sich der da oben langsam, die Menge ballte sich rückwärts zu einem Klumpen — der Herr über Leben und Tod wuchtete die Stufen abwärts. Hart vor dem Haufen hielt er an. Er sprach kein Wort, aber er wiegte seine Arme, er trug sie wie Schmiedehämmer vor sich her. Er starrte die vielköpfige, gebändigte Meute an, er wandte sich und stieg die knarrende Treppe wieder aufwärts. Beschämt schlichen die Mannen wie geprügelte Hunde zur Seite. Der Führer stand oben, ein Gesetz, ein Herrscher.

Und wieder die schrägen Sonnenstrahlen der Tage, das Funkelleuchten der Nächte. Gut, daß die Männer nicht wußten, daß der Befehlshaber längst der Hoffnung, das Ziel zu erreichen, entsagt hatte. So fürchterlich fern konnte das ersehnte Land nicht liegen. Auf dem Grunde seiner Seele schwelte die Furcht vor all' den Schauern des Unbekannten. Vielleicht hatten die Warner doch recht; vielleicht war ihnen Schaudervolles aufgespart, vielleicht rissen scheußliche Kraken sie in die Tiefe.

Weiter brütete er in verlorenem Sinnen. Hatte die Erde irgendwo ein Ende? Und konnte ihm einer künden, wie diese Erde im Weltraum befestigt war? Konnte man begreifen, woher es kam, daß hier die Sonne nicht lotrecht, sondern schräg ihre Strahlen zu senden schien? Den Tatmenschen erschöpfte das Denken. Er schaute in die goldene Lichtwelt über sich und schuf sich Trost im Glauben der Vorfahren.

Im Abenddämmer dieses Tages fegte der Schrei „Land, Land!" wie ein Sturm über das Verdeck. War es Land, so war es jedenfalls das merkwürdigste, das die Männer je gesichtet hatten. An einer schmalen Einfahrt ließen sie die prasselnden Segel fallen. Die Küste, gesäumt von mageren Kiefern und Zwergbirken, stieg in Terrassen gegen das Innere an. Den Horizont umschlossen ungeheure, bis tief herab schneebedeckte Berge. In der Ferne runde, bienenkorbähnliche Geflechte, aus denen zuweilen Rauch wirbelte, und aus denen eine Anzahl pelzverhüllter Gestalten kroch. Ein fauliger Geruch von Tangmassen lagerte weit umher. Wulko und die Seinen, die inzwischen an's Land gerudert waren, befanden sich im Zweifel, ob die kleinen Figuren, die vorsichtig näher kamen und dann wiedere zurückwichen, den Geschlechtern der Menschen beizuzählen seien. Aber der Feuerschein aus den Behausungen war derselbe, der in den väterlichen Hütten loderte. Da sprach etwas vom Mensch zum Menschen.

Die Einheimischen schienen zu besprechen, ob es geraten sei, an die furchteinflößenden Erscheinungen mit den seltsamen Flügeln am Kopf heranzutreten. Noch mehr erschreckte sie das im ruhigen Wasser sich wiegende Schiff, das ihren Augen etwas Überweltliches war. Ihre schmalen Boote schossen im Uferwasser von allen Seiten herbei, wagten sich jedoch nicht nahe heran. Es bedurfte lange Zeit, die vermummten Menschen unter Hinreichung von Nahrungsmitteln gefügig zu machen. Mählich bahnte sich dann doch eine Art ursprünglichen Verkehrs durch Tauschhandel an. Die gelben breiten Gesichter, von strähnigem Haar umflossen, nahmen nach und nach den Ausdruck der Verschmitztheit, der Zufriedenheit an. Das Band zweier Welten war geknüpft. . . .

Verschollenheit liegt über der Fahrt der blondroten Recken. Schichten um Schichten der Zeit haben sie begraben. Aber die Berührung der alten Welt mit einer neuen war ein Funke, der viele Jahrhunderte später im Geist eines Mannes eine Fackel entfachte, die eine neue Welt beleuchtet hat.

Eine merkwürdige Operation.

Der erste anatomische Versuch wurde im Jahre 1474 in Paris mit besonderer Erlaubnis Ludwig XI. von Ärzten und Wundärzten an einem lebendigen Verbrecher vorgenommen, der an Steinschmerzen litt.

Die Operation geschah öffentlich auf dem Kirchhofe St. Severin. Der Chronist meldet den Hergang ganz trocken: „Nachdem die Ärzte alles gehörig besehen hatten, legten sie die Eingeweide in den Leib des Menschen zurück und vernähten die Wunde wieder."

Der Mann, der in der Tat geheilt wurde, erhielt Straferlaß und obendrein noch eine Summe Schmerzensgeld.

Der Schriftsteller Saint=Foix, der diese Nachricht in den „Essais für Paris" um 1800 mitteilt, fügt noch die Bemerkung hinzu, daß die Ärzte alles auf eigene Verantwortung hin unternahmen und bei einem ungünstigen Verlauf der Operation wie Mörder bestraft werden konnten. Die Zergliederung des menschlichen Körpers galt noch im Anfange des 16. Jahrhunderts als ein Sacrilegium. Kaiser Karl V. hatte erst die Theologen der Universität Salamanka befragen lassen, ob man mit gutem Gewissen einen leblosen Körper zergliedern dürfe, um seinen Bau kennen zu lernen.

Saint=Foix beschließt seine Abhandlung mit einem Worte, das späterhin zur Inschrift über dem Eingange des Anatomischen Instituts zu Toulouse gewählt wurde: „Hier ist der Ort, wo der Tod sich freut, dem Leben zu helfen."

R. Stache.

Aus dem Nachlaß

von Otto Ernst.

Unsterblichkeit ist der Zusammenhang der Dinge, ihre Kontinuität. Wenn sie wegfällt, bleiben nur Atome, und Atomismus ist Tod.

*

Der sichere Besitz eines geliebten Menschen macht den gemeinen Menschen gleichgültig, stumpf, einem edlen erhöht er Dankbarkeit und Pflichtbewußtsein.

*

Die Zensur beschneidet der Poesie die Schwingen, bis sie zum Kriechtier wird.

*

Der Jahrtausende überblickende Geist läuft nicht mit der Mode; er geht mit dem Guten. Darum ist er oft „hinter seiner Zeit zurück".

*

Der Tod ist die Geste der schweigenden Verachtung für das Leben.

Allerhand Fastnachtssprüche.

Gesammelt von Hans Runge.

Eyn fasstnacht vnd eyn fröhlichkeit,
Eyn schön Weib vnd eyn hübsches kleidt,
Durstige leut vnd guter wein
Solt allzeit beyeinander seyn.

*

Bei einer Nürnberger Fastnacht müssen wenigstens Kaminfeger, Türken und Fledermäuse sein.

*

Halt' so Fastnacht, daß du Ostern eine gute Ostern haben mögest.

*

Keine Fastnacht ist ohne Narren.

*

Kein Fastnacht ist ohne Narren.

*

Wer an Fastnacht lügt, muß sich noch zu Ostern schämen.

*

Mancher helt Faßtnacht mit freuwden
Vnd muß Ostern Hunger leyden.

*

Nach der Fastnacht kommt allzeit die Faste= oder die Marterwoche.

*

Grüne Fastnacht, weiße Ostern.

*

Wenn an Fastnacht die Sonne scheint,
So kommt der Winter nachgegreint.

*

Fastnachtsfrost holt sich die alte Mähre zur Kost.

*

Wenn an Fastnacht läuft das Wasser im Wagenreif (Spur)
So wird der Flachs so lang wie'n Pferdeschweif.

*

Die Fastnacht muß nicht das ganze Jahr währen.

*

Fastenfreier, die sind teuer!

*

Fastnachtsliebe stirbt in den Fasten.

*

An Fastnacht verhungert niemand.

*

An Fastnacht braucht jeder seine Pfanne selber.

*

Auf die übermütige Fastnacht folgt der traurige Aschermittwoch.

*

Fastelnacht ist wohl ein Geck,
Ostern ist ein Eierbeck (Eierschlucker);
Pfingsten ist ein großer Mann,
Sankt Johann fängt der Sommer an.



Bunte Chronik



* **Selbstmordepidemie der amerikanischen Hochschuljugend.** In der amerikanischen Gesellschaft herrscht begreifliche Erregung über die sich in letzter Zeit merkwürdig häufende Zahl von Selbstmorden, die von der Hochschuljugend verübt werden. Man kann schon geradezu von einer Selbstmordepidemie sprechen. Nachdem schon mehrere Fälle, da junge Collegestudenten freiwillig aus dem Leben geschieden sind, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich lenkten, ist deren Zahl neuerdings wieder um drei weitere Selbstmorde vermehrt worden, die innerhalb von 48 Stunden verübt wurden. Der eine dieser Lebensmüden war der achtzehnjährige O'Donell von dem Hempstead=College, Long Island, der unter höchst dramatischen Umständen aus dem Leben schied, indem er sich auf dem Katheder des dichtbesetzten Hörsaales erschoß. Seine Tat verursachte begreiflicherweise unter seinen Kollegen höchste Aufregung. Der Selbstmörder hinterließ einen Zettel, auf dem er als Grund für seine Tat angab, daß er die Ausgaben seiner Eltern entlasten wollte. . . . Der zweite tragische Tod ereignete sich in Davenport, Iowa. Hier zählte der Täter sogar erst vierzehn Jahre. Er wurde in einem mit Gas angefüllten Raume tot aufgefunden und auch er hat einen Brief hinterlassen, in dem er die Gründe zu seiner Tat angibt: die Erwartungen, die er dem Leben gegenüber gehegt hätte, hätten sich alle als leere Illusionen erwiesen und er könnte die nüchterne Leere, die nun vor ihm läge, nicht mehr ertragen. Seine Hoffnung sei, daß ihm nun, nach dem Tode, ein erträgliches „Ersatzleben" beschieden sein würde. Der dritte in dem traurigen Bunde war Martin Gearhart, ein erfolgreicher Wissenschaftler, der schon die ersten akademischen Würden erworben hatte und in einigen Monaten so weit gewesen wäre, um sein Doktorexamen zu bestehen. Auch er vergiftete sich durch Gas. — Es ist verständlich, daß diese Fälle in der amerikanischen Öffentlichkeit viel diskutiert werden. Man sucht die allgemeinen Bedingungen festzustellen, die den Boden für die um sich greifende Lebensmüdigkeit unter der Hochschuljugend vorbereiten mögen. Man meint sie vor allem in der geistigen „Überfütterung" finden zu können, die den jungen Menschen keine Zeit läßt, den aufgenommenen Stoff richtig zu verarbeiten. Ferner in der Übersteigerung der sexuellen Gefühle, die durch gewisse Auswüchse der Mode und übermäßig erotisch betonte Literatur hervorgerufen wird. — Man hat sogar schon den Vorschlag gemacht, daß die jungen Menschen, ehe sie zu den Colleges zugelassen werden, außer einer Prüfung ihres wissenschaftlichen Könnens auch einer Prüfung ihrer psychologischen Eignung unterzogen werden sollen.

Lustige Rundschau



* **Selbstverständlich.** Rechtsanwalt: „Wie hat der Mann Sie beleidigt?" — Klient: „Er sagte, ich sollte machen, daß ich zu den anderen Idioten käme." — Rechtsanwalt: „Und was taten Sie da?" — Klient: „Ich ging selbstverständlich direkt zu Ihnen, Herr Anwalt."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.